

Der Feldseelsorge Schwierigkeiten und Erfolge.

Not und Leid beherrscht die Welt, quält die Herzen. Aber groß wie die Not ist auch die Liebe, die Liebe mit tausend Namen, die dienende, tröstende, heilende, betende Liebe. Liebe zu spenden, dafür haben uns Feldgeistliche Kirche und Staat zu den Truppen gesandt. Haben wir unsere Aufgabe erfüllt? Und vor allem: hat unsere Arbeit den Erfolg gehabt, der gerechten Ansprüchen genügen kann? So manche sorgende Frage kommt aus Laienkreisen in der Heimat, meist ein Echo der Mitteilungen unserer Soldaten; so manches Bedenken hören wir von Priestern, die hängen für das ewige Heil ihrer Pfarrkinder, für die wir jetzt Sorge und Verantwortung tragen. Wer verstände und würdigte solche Äußerungen nicht?

Der hochwürdigste Herr Feldpropst der preussischen Armee¹ läßt keine Beschwerde, die irgendwie begründet und mit genaueren Angaben über den Truppenteil (Division usw.) versehen ist, einlaufen, ohne unverzüglich eine Untersuchung einzuleiten, um alle sich etwa herausstellenden Mißstände zu beseitigen. Beachtenswerte Tatsache ist es nun, daß von sämtlichen etwa hundert derartig untersuchten Fällen auf Grund der amtlichen Berichte einwandfrei festgestellt wurde, daß eine Schuld der Feldseelsorge als solcher nicht vorlag.

Es sei gestattet, im folgenden einiges Material zu bieten, um einen Einblick in die Feldseelsorge zu ermöglichen. Der Verfasser stützt sich dabei nicht nur auf die eigene Erfahrung, die er in mehr als zweijähriger Tätigkeit als Feldgeistlicher im Westen und Osten gesammelt, sondern auch auf die nach Tausenden zählenden Berichte sämtlicher preussischen etatsmäßigen und überetatsmäßigen Feldgeistlichen und auf andere authentische Akten, die in der Feldpropstei zu Berlin aufgehäuft sind. Dem Herrn Feldpropst sowie dem Personal auf der Feldpropstei sei auch an dieser Stelle herzlichster

¹ Vorliegende Abhandlung berücksichtigt in erster Linie die Militärseelsorge im Jurisdiktionsgebiet des preussischen Feldpropstes. Die Feldseelsorge bei den bayrischen Truppen hat Domkapitular Dr. Buchberger zum Gegenstand eines soeben erschienenen sehr anregenden und gut illustrierten Buches gemacht „Die bayrische Feldseelsorge im Weltkrieg“. Siehe unten S. 471.

Dank für die Erlaubnis zur Benutzung und für bereitwillige Hilfe ausgesprochen. Zunächst ein Wort über die Schwierigkeiten der Seelsorgearbeiten im Felde und sodann eine Skizze über einige ihrer Ergebnisse.

I.

Es hat nie in der Kirchengeschichte eine Diözese gegeben, die so umfangreich war wie die der deutschen Feldpräpöste im Weltkrieg. Überall, wo deutsche Soldaten stehen, sind die Pfarreien dieser Diözese. Von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze, von Riga bis zum Schwarzen Meer, in Rumänien und Serbien und Belgien, an der Grenze Italiens und Griechenlands, in der Türkei bis tief in den Orient hinein beten deutsche Soldaten, sehnen sich nach einem Priester, der ihnen Gnade und Trost vermittelt. Und gleich hinter ihnen liegen die Lazarette, wo deutsche Soldaten leiden und sterben und für die schweren und schwersten Stunden nach einem Priester verlangen, der Verzeihung bringt und Kraft und heilige Wegzehrung. Es fehlen uns alle Unterlagen, die Zahl der Katholiken im Heere anzugeben. Sind es mehr oder weniger als zwei Millionen? Wir wissen es nicht; denn die Zahl der im Felde stehenden Truppen ist unbekannt. Jedenfalls ist es eine sehr hohe Zahl, entsprechend dem Riesenaufgebot unserer Heeresmacht. Und diese Diözese ist nicht langsam geworden in jahrzehntelangem allmählichem Heranwachsen, so daß alle Maßregeln zur geistlichen Versorgung reiflich erwogen, erprobt, verändert und dann endgültig beschlossen werden konnten. Sie war plötzlich da und wuchs in wenigen Wochen um Hunderttausende, dehnte sich aus über immer neue Länder und zeitigte Verhältnisse, Schwierigkeiten und Aufgaben, die keiner vorausgesehen hatte.

Hier sollten die Feldgeistlichen einsetzen. Welches war ihre Aufgabe?

Man hat jüngst gesagt, Ziel ihrer Tätigkeit sei, unsere Soldaten auf den Tod vorzubereiten. Gewiß, auch dies soll geleistet werden, wie alle Seelsorge schließlich den Menschen vorbereiten will auf die entscheidende Todesstunde, aber umfassender dürfen wir wohl sagen: Die Aufgabe der Feldgeistlichen ist dreifach: sie sollen vor allem dem Soldaten mit allen Mitteln, welche die Kirche bietet, mit Wort und Sakrament, helfen, daß er mutig und willig das schwere Kreuz trage, seine Pflicht erfülle treu seinem Gott, seiner Familie und sich selbst, nicht nach Söldnerart des Lohnes wegen, nicht nach Sklavenart der Strafe wegen, sondern nach Christi unsterblichem Beispiel, weil es Gottes Wille ist, der im Befehl des Vorgesetzten

uns entgegentritt. Sodann sollen sie in ruhigen Tagen ihnen Freude machen, soviel es nur möglich ist: durch Vektüre, Vorträge, Heime usw., in schweren Leidensstunden aber allen Trost bieten. Und wenn es zum Tode geht, dann sollen sie ihr Bestes geben, um die letzten Stunden zu den heiligsten zu gestalten. Endlich, wenn sie dem sterbenden Kameraden die Augen zugeedrückt, bleibt ihnen die Aufgabe, die Angehörigen daheim zu trösten. Wie beruhigend ist es für diese, wenn sie hören: „Er starb in Gottes Frieden und dachte in Treue an Weib und Kind, an Mutter und Vater.“

Das also sind die drei heilig großen Aufgaben des Feldgeistlichen.

Alle Mitglieder des Divisionsstabes, jeder Chefarzt eines Lazarettes, jeder Führer einer Sanitätskompagnie, jeder Kolonnenkommandeur hat seine Instruktion, was er im Felde zu tun hat; für den Feldgeistlichen besteht keine Felddienstordnung. Es liegen nur Bestimmungen vor über seine Ausrüstung mit Pferden, Wagen und über seine Uniform. So gut die Militärseelsorge für den Frieden organisiert war, für den Krieg konnte so gut wie keine Vorkehrung getroffen werden. Man soll sich halten an die Militär-Kirchen-Dienstordnung des Friedens und sie anpassen an die wesentlich anders gearteten Verhältnisse des Krieges. Vorbilder, nach denen man sich bilden konnte, gab es nicht. Wohl haben auch frühere Kriege ihre Feldpastoration gehabt, aber wie die Kampfmethoden andere geworden sind als 1870/71, so kann man auch nicht mehr pastoriern wie 1870/71. Zwar kann man jetzt von andern lernen, aber die Verhältnisse der einzelnen Divisionen sind schon wegen ihrer Zusammensetzung oft so verschieden geartet, daß doch schließlich jeder auf eigenes Organisationstalent angewiesen ist. Es waren also gewaltige, fast übermenschliche Aufgaben, vor die der plötzliche Ausbruch des Krieges unsere Feldpropste stellte. Nur ein ununterbrochenes wohlwollendes Zusammenarbeiten zwischen Kriegsministerium und Feldpropstei konnte die Mängel in der Organisation der katholischen Feldseelsorge allmählich mindern. Eine absolute Vollkommenheit läßt sich freilich nicht erreichen, und jede Organisation ist immer und zu jeder Zeit noch weiter verbesserungsfähig. Jedenfalls aber verdient das Geleistete wärmste Anerkennung, und der Heilige Vater hat denn auch durch ein Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs an den preussischen Feldpropst vom 17. November 1915 seiner lebhaften Freude und Genugtuung über die Feldseelsorge im preussischen Heere Ausdruck gegeben.

Auch kirchlicherseits fehlen fast alle besondern Instruktionen für den Kriegsfall. Es ist nicht abzustreiten, daß die Kirche fast bei ihrer ge-

samtan Gesetzgebung im disziplinarischen und liturgischen Gebiete nur die Friedensverhältnisse berücksichtigt. Wieweit darf man davon sich entbunden erachten? Anfragen zu richten an die zuständige Stelle war lange nicht möglich: Zusendungen, Entscheidungen usw. des Feldpropstes erreichten uns zu Beginn des Krieges bisweilen mit einem halben Jahr Verzögerung. Die Frage über Erlaubtheit der Generalabsolution, Erlaubtheit der heiligen Kommunion, ohne nüchtern zu sein, Zahl und Zeit der im Notfall erlaubten Messen, Aufbewahrung und Behandlung des Allerheiligsten haben manchem schwere Gewissenskonflikte bereitet, zumal bedeutende Moralisten sich widersprachen. Und je nach den Verhältnissen hatte man oft wochenlang keinen Priester in der Nähe, mit dem man sich besprechen konnte.

Nun dazu die praktischen Schwierigkeiten bei Ausübung der Seelsorge. Zu unterscheiden sind, als Voraussetzungen, welche die Seelsorge wesentlich bestimmen, Bewegungskrieg und Stellungskrieg. Es ist das einstimmige Urteil aller Berichte, daß im Bewegungskrieg, in den Zeiten des Vormarsches eine geregelte Seelsorge unmöglich ist. Es traf dies ein zunächst in den ersten Monaten des Krieges, August und September 1914; erst im Oktober begannen sich an der Westfront stabile Verhältnisse zu entwickeln. Ähnlich war es bei der Eroberung Serbiens und Rumäniens. Die für die Seelsorge ungünstigste Periode im Osten begann im Mai 1915 mit dem Siege bei Gorlice und dem sich daran anschließenden monatelangen Vormarsch. Aus dieser Zeit stammen darum auch wohl die meisten Klagen über mangelnde Seelsorge. Jedoch Mangel an geregelter Seelsorge bedeutet nicht Arbeitslosigkeit für den Feldgeistlichen. In solchen Zeiten ist seine Stelle bei den Hauptverbandplätzen und im Lazarett, wo sich besonders viel traurige Arbeit findet. Die Sterbenden und Schwerverwundeten haben das erste Anrecht auf den Priester. Wo man irgendeinen Truppenteil erreicht, wird man selbstverständlich versuchen, ihm wenigstens eine Ansprache zu halten und wenn möglich die heiligen Sakramente zu erteilen. Das ist aber keine planmäßige, sondern vom Zufall abhängige Arbeit. Mitunter erreicht man auf diese Weise eine Truppe mehrmals in der Woche, eine andere in Monaten gar nicht, so daß es wohl vorkommen kann, daß Soldaten den Priester monatelang nicht sehen, wie es öfters in den Klagen heißt, oder aber, daß sie den protestantischen, nicht aber den katholischen treffen. Der protestantische Pfarrer war eben zufällig dort, als der katholische anderswo eine andere Truppe traf. Eine Division auf dem Marsch ist keine geschlossene Masse, die Verbände sind oft weit auseinandergerissen,

sogar ein Regiment ist oft weit zerstreut. Auch wenn man die Verwundeten einmal verlassen könnte, weiß man nicht, wo nun dieses oder jenes Bataillon steht, und wenn man es morgens weiß, ist es abends vielleicht schon anderswo. Selbst der Generalstabsoffizier der Division kann hierüber nichts Sicheres sagen. Der Bewegungskrieg hängt eben in seinen Einzelheiten nicht von mathematischen Vorberechnungen ab, sondern von den jeweils von Stunde zu Stunde sich ändernden Verhältnissen. Die Division hat mitunter befohlen, die Regimenter sollten selbst sofort melden, wenn sich eine Gelegenheit zum Gottesdienst böte. Kommt man hin, ist das Regiment vielleicht schon wieder fort oder gerade alarmiert, oder alles mußte notwendig zum Schanzen eingesetzt werden. Daß die Truppe oft so todmüde ist, daß sie ihre freien Stunden zum Schlaf dringend bedarf, sei nur angedeutet.

Bietet sich aber einmal die Gelegenheit, so fehlt wegen der Entfernung und der zumal in Rußland grundlosen Wege oft die physische Möglichkeit, hinzugelangen. Man hat wohl geglaubt, der Geistliche könne ja immer von einem Teil der Division zum andern hinreiten und so stets auf dem Wege sein. Aber ganz losgelöst von einem bestimmten Truppenteil umherzureiten, ist militärisch nicht angängig und wegen der Unkenntnis und häufigen Unkenntlichkeit der Wege sowie des Mangels an Verpflegung für ihn und sein Pferd mitunter ausgeschlossen. Einen berittenen Burschen, der ihm die Sorge in etwa abnehmen könnte, hat er nicht; seine beiden andern Pferde müssen den Wagen bei der Bagage fahren. Wenn er sich aber an einen bestimmten Truppenteil anschließen muß, so kann dies, wie gesagt, nur der Hauptverbandplatz oder ein Feldlazarett sein, oder aber, sollte dort schon ein Priester sich befinden, der Divisionsstab. Und auch dann werden die Schwierigkeiten oft so groß, daß manche eifrigen Feldgeistlichen berichten, sie selbst hätten wochenlang sogar an Sonntagen nicht einmal zelebrieren können. Wir leiden in solchen Monaten selbst am meisten unter dem Bewußtsein, daß wir den Soldaten nicht so helfen können, wie wir wünschen, aber Unmögliches können wir nicht leisten.

Wesentlich geringer sind die Schwierigkeiten im Stellungskrieg. Es gibt viele Stellungen, in denen sich die Seelsorge von der Friedensseelsorge kaum unterscheidet. Da kann der Soldat natürlich mit Recht erwarten, daß in der ausgiebigsten Weise für ihn gesorgt wird. Diese günstigen Voraussetzungen liegen aber durchaus nicht überall vor. Auf die Hauptschwierigkeiten sei hier hingewiesen.

Zunächst nennen wir die große Ausdehnung der Front, die oft eine Division zu halten hat. Unter dem 1. März 1915 heißt es in einem Bericht: „Unsere Truppen haben so ausgedehnte Abschnitte zu sichern, daß ganze Regimenter mitunter im Graben liegen, mit Ausnahme von zwei Kompagnien, um eine kurze Ablösung jeden zweiten bis vierten Tag zu erledigen. Dieser Ruhetag ist kaum ein Ruhetag zu nennen wegen der Arbeit für Gesundheitspflege und Instandsetzen der Sachen und der notwendigen Appelle. Der Besuch in den Unterständen und Schützengräben ist nicht erwünscht, weil das ganze Gelände in feindlicher Sicht liegt und jede Bewegung bemerkt wird.“ Es kommt vor, daß die Truppen fünfzig Tage ununterbrochen im Graben liegen, und wenn sie dann für den einen oder andern Tag zurückkehren, ist auch nicht immer zu helfen. Ein Pfarrer berichtet: „Ich wollte die Osterbeichten abhalten. Der Regimentskommandeur erklärte: „Unsere militärische Lage ist folgende: Tag und Nacht liegen die Russen auf der Lauer. Die wenigen Soldaten, die ich aus dem Schützengraben ab und zu herausnehmen kann, kommen ins Quartier und fallen vor Müdigkeit um. Raum haben sie etwas geschlafen, müssen sie gleich zur Arbeit, um die rückwärtigen Verbindungen aufzubauen. Und dann, wenn Sie die Mannschaften haben, so findet sich kein Platz, der sicher ist vor feindlichen Feuerüberfällen.““

Noch größere Schwierigkeit als die Ausdehnung in der Breite macht die tiefe Staffelung der zu einer Division gehörigen Formationen in die Tiefe. Es ging hier und da bis zu 100 km, ein Riesenquadrat, in dem auf einsamen Gehöften, an Bahnstationen, in Wäldern, an Abhängen von Hügeln die Soldaten zerstreut lagen. Eine einzige Maschinengewehrkompanie lag in vier verschiedenen Orten, so daß allein für sie vier Gottesdienste nötig wurden. Gewiß wird fast immer eine geschlossene Masse vorne liegen, die am leichtesten zu versehen ist; aber um so schwerer sind die Kolonnen, die Wirtschafts- und Arbeitskommandos, die in ganz kleinen Gruppen zerstreut liegen, zu befriedigen. Bei den Wegebaukompagnien und Armierungssoldaten kommt hinzu, daß sie oft Tag für Tag arbeiten müssen, solange es hell ist. Ein Pfarrer berichtet, wie er zu einem Gottesdienst allein 15 km Autofahrt und 23 km Wagenfahrt machen mußte. Am 1. Februar 1916 gibt ein Pfarrer den Durchschnitt seiner Tagereisen auf 40—50 km an. Ein anderer meldet zum 1. März 1915: „Ich wurde zu einem Begräbnis gerufen, 22 km weit, die Wege waren fast unpasseierbar, so daß die Fahrt hin und zurück eineinhalb Tage dauerte.““

Der Zustand der Wege macht die Ausdehnung noch hinderlicher für die Seelsorge. In Rußland gibt es in weiten Gebieten überhaupt keine Wege, und wenn es solche gibt, sind sie oft entweder meterhoch verschneit oder bei Tauwetter in unergründlichen Schmutz verwandelt. Ganze Strecken werden zum Sumpf, und man muß sich mühsam hindurchfinden. Dabei wird es lange Zeit schon um 3 Uhr dunkel. Von dem Feldgeistlichen einer Division wird berichtet: „Ich hatte Gottesdienst gehalten. Auf dem Rückwege treffe ich einen Wagen der Pioniere, der mit nur 25 Brettern beladen war. Die sechs vorgespannten Pferde konnten nicht weiter. Erst als neun Pferde vorgespannt wurden, kam der Wagen mühsam voran. Andere hatten die Lebensmittel auf ein Pferd gebunden, und jedes Pferd mußte von zwei Mann durch den Schlamm gezogen werden. Ein andermal wollte ich Beichte abhalten, kam aber nicht durch, weil alles ein großer Sumpf war.“

Ein anderer berichtet, wie er drei Pferde abwechselnd benutzen mußte, um einen Weg von 70 km zurücklegen zu können. Und dies ist nicht nur den einen oder andern Tag so, sondern in manchen Gegenden Monat um Monat.

Nun die Frage: Wo soll der Gottesdienst gehalten werden? Man hat glücklicherweise oft eine Kirche, eine Scheune, eine Schule oder dergleichen zur Verfügung. Die tiefe Frömmigkeit unserer Soldaten hat oft Kapellen gebaut, ihr Kunstsinne hat sie in der schönsten Weise ausgeschmückt, man hat Kirchenhallen errichtet, die bis zu 700 Mann fassen; aber leider ist dies nicht überall so. Ganze Gebiete gibt es, in denen kein einziger großer gedeckter Raum sich findet, der zum Abhalten von Gottesdiensten auch bei den bescheidensten Ansprüchen hinreichte. Entweder haben die Russen alles niedergebrannt, oder es haben sich in der Gegend nie solche Gebäude gefunden. Eigene Räume zu schaffen hat das Material oder die Zeit gefehlt. Man ist auf das Freie angewiesen. Ein Feldgottesdienst im Freien bei schönem Frühjahr- oder Sommerwetter ist sicher eine Feier, die Herz und Seele himmelwärts lenken kann; aber nicht immer scheint die Sonne. Lange Regenperioden kommen. Bei Schneegestöber und einer Kälte von 20 und mehr Grad kann man wenig machen. Der Altar läßt sich zwar durch eine darüber gespannte Zeltbahn notdürftig schützen, aber die Soldaten können unter solchen Umständen schwerlich andächtig sein. Mehr als eine Messe mußte abgebrochen werden, weil Wein und Wasser sofort erfarrten. Es kann einfach unmöglich werden, die heilige Kommunion auszuteilen,

sollen nicht die Finger völlig erfrieren. An der Düna war Dezember 1915 eine Frostperiode bis zu — 31 Grad C. Dann traten Schneestürme ein. Ein gedeckter Raum für den Gottesdienst, und wäre es auch nur ein Stall gewesen, war im Gebiet der Division nicht zur Verfügung. Gewiß machen diese äußeren Umstände den Gottesdienst nicht unmöglich. Man hilft sich, so gut man kann. Ein Beispiel: „Bei einer Division war die Temperatur längere Zeit 20—25 Grad unter Null. Dabei fanden die Gottesdienste im Freien statt. Für Februar und März 1916 werden trotzdem 40 Gottesdienste gemeldet. Dann kam das Tauwetter, so daß zehn Tage ein Gottesdienst durchaus unmöglich wurde. Trotzdem wurden 1801 Beichten gehört. Die Praxis des Pfarrers war: er hielt sich einen Tag hindurch bei einem Bataillon auf, las um 8 Uhr die Messe, hörte dann in einem Unterstande Beichte und teilte die Kommunion aus, wenn zehn Mann gebeichtet hatten. Abends halb 8 Uhr war Schlußandacht mit Predigt und sakramentalem Segen. Am folgenden Tage suchte er ein anderes Bataillon zu erreichen.“

Erschwerend tritt hinzu die Unsicherheit der Gegend, die mitunter eine große Truppenansammlung als zu gefährlich erscheinen läßt. Wiederholt haben höhere Kommandostellen Gottesdienste in vorderer Linie verboten. So z. B. als in einer Division am Silvesterabend 15 feindliche Treffer unter den vom protestantischen Gottesdienst heimkehrenden Truppen großes Unheil anrichteten. Bei einem katholischen Gottesdienst tötete eine Granate, die hinter dem Altar einschlug, 28 Mann und verwundete 27 (14. Juli 1915). Aber auch weiter zurück kann es sein, daß kein Ort zu finden ist, der für die Truppen erreichbar wäre, ohne selbst oder in seinen Anmarschwegen unter feindlicher Sicht zu liegen. Daß unter solchen Umständen große Gottesdienste nicht gewünscht werden, kann niemand ungerechtfertigt finden.

Besonders fühlbar wird dies bei der Versorgung der Artillerie. Die in der Feuerstellung liegenden Mannschaften bleiben mitunter ohne Ablösung bei ihren Geschützen, z. B. bei der Offensive vor Verdun kamen Kanoniere monatelang nicht zurück. Gottesdienste in den Feuerstellungen wären nur zu oft tollkühne Wagnisse und sind darum verboten. Wohl besuchen die Feldgeistlichen die Artilleristen; aber auch dies kann nicht zu häufig sein, weil die schwere Artillerie eigentlich nicht zur Division gehört und man es dem Divisionspfarrer nicht verübeln kann, wenn er zunächst für seine Truppen sorgt. Ob sich in derartigen Fällen eigene Geistliche für die Zeit großer Kämpfe, wie bei Verdun und an der Somme zur Ver-

fügung stellen lassen, die auch den Vorteil haben, die Gegend zu kennen und nicht wie die mit den abließenden Divisionen kommenden Pfarrer längere Zeit brauchen, um sich im Gelände zurechtzufinden, darüber werden erst die Erfahrungen dieses Krieges eine Entscheidung möglich machen.

Nach diesen Darlegungen kann man sich einigermaßen ein Urteil bilden über die Klagen, die gegen die Feldseelsorge einlaufen. Um ihre Berechtigung zu prüfen, wird man zusehen müssen, ob ein Mehr von Seelsorge vernünftigerweise überhaupt möglich war. Manchem wird es dann gehen wie einem hochgestellten Herrn, der Klage einlegte. Als die Sache amtlich untersucht war, gab er nach Durchsicht der Akten folgendes Urteil ab: „Ich habe aus diesem Berichte ersehen, mit welch unendlichen Schwierigkeiten die Herren zu kämpfen haben, wenn sie den Soldaten Gelegenheit zur Teilnahme am Gottesdienst verschaffen wollen, Schwierigkeiten, die durch die Kriegsverhältnisse, Witterung, Widerstand der Truppensführer usw. bedingt und kaum überwunden oder beseitigt werden können. Auch eine mechanische Vermehrung der Feldseelsorge würde, wenn sie überhaupt noch möglich wäre, daran nichts ändern. . . . Der rastlosen Tätigkeit, der unermüdlischen Opferfreudigkeit und der treuen, restlosen Pflichterfüllung unserer Herren Feldseelsorger werde ich bei jeder vorkommenden Gelegenheit dankbarlichst gedenken.“ Ein anderer schrieb nach der amtlichen Untersuchung einer von ihm vorgebrachten Klage: „Der Divisionspfarrer hat nach meinem Dafürhalten mit Aufbietung all seiner Kräfte die Feldseelsorge unter außerordentlichen Schwierigkeiten ausgeübt. Er hat mehr als seine Schuldigkeit getan.“

Neben diesen objektiven Schwierigkeiten treten andere mehr subjektiver Art auf, und zwar sowohl im Bewegungs- wie ganz besonders im Stellungskrieg. Zwar findet in allen Berichten das Entgegenkommen der höheren Vorgesetzten freudigste Anerkennung. Mit tiefem Danke schauen viele Feldgeistliche zu ihrem Divisionskommandeur auf, der, vielleicht selbst anderer Konfession, in dem weitestgehenden Maße und dazu in freundlichster Weise ihr Wirken ermöglicht und unterstützt. Aber leider macht man oft die Erfahrung, daß das, was hohe Stellen in der besten Absicht befehlen und empfehlen, von niederen Stellen wegen völliger Verständnislosigkeit oder aus Bequemlichkeit, vielleicht hier und da auch aus Abneigung gegen die Religion illusorisch gemacht wird. Der Pfarrer wird in solchen Fällen zunächst suchen, die Schwierigkeiten auf gütlichem Wege wegzuräumen, dann aber, wenn dies nichts fruchtet, den Beschwerdeweg betreten müssen;

dann kann er seines Erfolges sicher sein. Unterdessen haben allerdings viele Soldaten auf den ihnen zugedachten Gottesdienst verzichten müssen. Es soll aber auch nicht geleugnet werden, daß mitunter die Schwierigkeiten wirklich in der Sache liegen. So können z. B. Soldaten, die Einzelkommandos haben, Telephonisten, Postbeamte, Fahrer, Köche usw., oft mit dem besten Willen nicht freigemacht werden.

Etwas anderes tritt hinzu, was allerdings dem Pfarrer, der seine Soldaten liebt, zu sagen schwer wird. Wenn man die Tausende vorliegender Berichte liest, so sind die Klagen über mangelnden oder abnehmenden religiösen Eifer eine Ausnahme, das Lob über ihren guten Geist die Regel. Namentlich den Westfalen, Bayern, Rheinländern und Elsaßern wird hohes Lob gespendet. Aber überall finden sich solche, die bei der größten Bequemlichkeit, die man ihnen betreffs Gottesdienstes und Sakramentenempfanges bietet, noch zu bequem sind, hinzugehen oder sich einmal zu erkundigen. Wie aus den amtlichen Untersuchungen hervorgeht, entschuldigen sich gerade diese bei Anfragen seitens der Eltern oder der Heimatseelsorger mit den Worten: „Wir haben keine Gelegenheit gehabt.“ Andere erheben in bester Absicht Anforderungen, denen nun einmal im Kriege nicht Genüge geschehen kann, und stellen die Nichterfüllung als Pflichtvernachlässigung der Geistlichen hin. Wir wollen hier mehrere Ergebnisse der amtlichen Untersuchungen wiedergeben, weil unseres Erachtens die Klagen öfter, als man wohl denkt, gerade aus dieser Quelle stammen. Im Dezember 1915 lief eine Klage ein über die Versorgung eines Infanterieregiments. Es stellte sich heraus, daß die Truppen in kurzen Zwischenräumen nach einem Orte hinter der Front in Ruhe kamen. Dort war jeden Tag um 9 Uhr Gottesdienst mit Predigt und von 8—9 Uhr Beichtgelegenheit, Sonntags 11 Uhr heilige Messe. Die Bekanntmachung erfolgte durch große Anschläge an öffentlichen Gebäuden sowie jede Woche durch eigene Befehle des Regiments wie der Ortskommandantur. Schließlich ergab sich, daß die Betreffenden, die sich beklagt hatten, religiös indifferent waren. — Am 26. Januar 1916 lief eine Klage ein, es sei kein katholischer Geistlicher bei einer bestimmten Division. In der Tat waren zwei da, die mit Eifer und Erfolg arbeiteten. — „Seit Monaten ist kein Geistlicher gesehen worden“, berichtete eine Batterie. Die Antwort lautete: „Die Artilleristen hatten in den letzten vier Monaten alle drei bis vier Wochen Gelegenheit zum Gottesdienst.“ Die betreffende Batterie lag 10 Minuten vom Gottesdienstplatz entfernt. — Zu der am 10. März 1916 einlaufenden Klage, in einem Infanterie-

regiment sei seit 2 $\frac{1}{2}$ Monaten kein Geistlicher gesehen worden, konnte amtlich festgestellt werden, daß für das Regiment bzw. für einzelne Teile desselben Gottesdienste abgehalten wurden wie folgt: 12., 15., 16., 19., 23., 24., 25. Dezember 1915; 8., 9., 10., 27., 29. Januar; 8. und 29. Februar 1916. — Von einem Feldartillerieregiment wurde behauptet, es sei seit sieben Monaten kein Gottesdienst gewesen. Allein für die vier letzten Monate wurden elf Gottesdienste nachgewiesen. — Andere klagten, sie hätten seit dem 4. November 1915 bis 25. Mai 1916 keinen Priester gesehen. Der Pfarrer konnte antworten: „In der Zeit vom 10.—12. November 1915 habe ich, da das Regiment in Reserve lag, dem ganzen Regiment Gottesdienst halten können. Ferner habe ich bei dem Regiment Gottesdienst gehabt: Weihnachten 1915, 27. Januar 1916, 3., 9., 14., 23. März, 1., 9. April, Gründonnerstag, Ostern, Weißen Sonntag sowie am 4. Juni. Der Grund, weshalb ich in letzter Zeit weniger Gottesdienst hielt, ist der, daß mir der Regimentskommandeur jede Abhaltung eines Gottesdienstes abschlug, da das Gelände seines Regiments durch russische Granaten außerordentlich gefährdet und das ganze Regiment im Graben eingesetzt ist. . . . Wenn ich nicht an die einzelnen Kompagnien herankonnte zum Gottesdienst, bin ich regelmäßig in die Schützengräben gegangen, um dort mit den Leuten zu reden.“

Am 27. Juli 1916 lautete eine Beschwerde wörtlich: „Habe fast nichts von Geistlichen gesehen vom Anfang des Krieges an.“ Antwort: „Es fanden Gottesdienste statt in den letzten Monaten allein: 6., 8., 10., 15., 19. Dezember 1915; 2., 8., 12., 21., 24., 30. Januar 1916; 9., 12., 21., 22. Februar; 28., 29. März (der Pfarrer war zur Erholung beurlaubt); 13., 23., 24. April usw.“ Auch aus einem Feldlazarett lief Beschwerde ein. Die Untersuchung ergab, daß das Lazarett in der fraglichen Zeit nur einmal seinen Betrieb eröffnet hatte, und zwar zusammen mit einem Hauptverbandplatz, wo ein Geistlicher sich befand. Später war das Lazarett noch einmal zwei Tage tätig, aber nur als Durchgangsstation für Verwundete, die sogleich weitertransportiert wurden. Auf ähnliche Klagen wurden in einem andern Fall 15 Gottesdienste, in einem weiteren 17 amtlich festgestellt, und doch hieß es, es sei keiner gewesen.

Es sei gestattet, einige amtliche Berichte im Wortlaut wiederzugeben, weil sie zugleich einen Einblick in die Arbeitsweise und Arbeitschwierigkeiten gewähren: „Was das Artillerieregiment betrifft, über dessen seelsorgerische

Versorgung Klagen einliefen, so hat dasselbe im ganzen 9 Katholiken, außerdem noch 14 bei den leichten Kolonnen. Jetzt liegt gewöhnlich eine Batterie in Reserve, und zwar hier im Orte selbst, eine Minute von der Kirche entfernt. Die Katholiken hatten also regelmäßig jeden Sonntag von mir aus sehr bequemer Gelegenheit, dem Gottesdienst und der heiligen Messe beizuwohnen. Als ich erfahren hatte, daß ein katholischer Offizier sich beim Regiment befindet, habe ich denselben alsbald in seinem Unterstand und bei seinen Geschützen besucht. Auch andere Batterien des Regiments habe ich besucht, obwohl man vielfach die Besuche ungern hatte, da sie leicht das feindliche Feuer auf das Geschütz zogen.“

Betreffs der Klage eines Dragonerregiments wurde geantwortet: „In den Monaten September und Oktober befand sich die Division im Bewegungskriege. Trotz der Schwierigkeiten gelang es mir, neben vier Ansprachen dreimal im September einen Feldgottesdienst, bestehend in Hochamt und Predigt, abzuhalten. Bei jedem Feldgottesdienst habe ich Gelegenheit zur Beichte gegeben. Mitte Oktober setzte ich Beichte und Kommunion an. Doch wurde zwei Tage vorher die ganze Brigade aus dem alten Abschnitt herausgezogen. Wegen der schweren Kämpfe, die mit den Russen zu bestehen waren, konnte ich erst Mitte November wiederum Beichtgelegenheit ansagen, wurde aber gebeten, wegen der dringlichen Befestigungsarbeiten in der Stellung vorläufig davon abzusehen. Trotzdem waren am 14. und 28. November und 8. Dezember Gottesdienste, Weihnachten Beichte und Kommunion, wobei jede Eskadron des Dragonerregiments von mir eigens aufgesucht wurde, und soweit ich übersehen konnte, haben alle Katholiken sich an dem Sakramentenempfangen beteiligt. Am 30. Dezember besuchte ich das Regiment im Schützengraben und hielt daselbst tief im Wasser stehend zwei Ansprachen. Im Januar waren drei Gottesdienste und wiederum Gelegenheit zur Beichte. . . .“

Aus Konstantinopel berichtete der katholische Militärgeistliche: „Durch das Kriegsministerium sowie das Reichsmarineamt kam vor kurzem die Mitteilung, daß Klage über mangelhafte Fürsorge für die Soldatenseelsorge eingelaufen sei. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Klagen nur allzu begründet sind; doch ist es unter den in der Türkei gegebenen Verhältnissen furchtbar schwer, die Seelsorge so zu regeln, daß alle Klagen verstummen könnten. Besonders müssen wir hier in der Türkei immer mit der Tatsache rechnen, daß einzelne Soldaten oft monatelang ohne Gelegenheit zum Gottesdienste bleiben. Dies gilt besonders für die deutschen

Soldaten, die im Kaukasus stehen. Diese sind einfach für den Seelsorger nicht zu erreichen. Schon ehe diese Klagen einliefen, stand ich mit der Militärmission in Verhandlungen, um diesen Übelständen abzuhelpen. . . . Ich habe alles Entgegenkommen gefunden. . . . Um die Frage eingehender noch zu regeln und allen Mängeln nach Möglichkeit abzuhelpen, gehe ich am 5. Oktober nach Kleinasien im Auftrage der Militärmission, um alle erreichbaren Stellungen bzw. einzelnen Soldaten zu besuchen und dann der Militärmission geeignete Vorschläge zur baldigsten Abhilfe zu unterbreiten. . . . Für die Garnison Konstantinopel wurde jeden zweiten Freitag Gottesdienst abgehalten, später wurde es durch das Entgegenkommen der Militärbehörde ermöglicht, die Soldaten jeden Sonntag zum Gottesdienst zu führen, und so soll es nun für die Zukunft gehalten werden. . . . Die Ernennung eines Hilfsgeistlichen hat auch die Möglichkeit ergeben, in den Lazaretten selbst Gottesdienst abzuhalten.“

Als letzter Bericht sei eine Rechtfertigung wiedergegeben, die auf die Anklage mangelhaften Besuches der Lazarette durch einen Feldgeistlichen eingesandt und beglaubigt wurde: „Es handelt sich um drei Feldlazarette. Zwei (Nr. 4 und 5) habe ich regelmäßig jeden Tag einmal, zuweilen auch zweimal besucht, weil dort stets schwere Fälle vorkamen. Auch das dritte Lazarett habe ich anfangs fast jeden Tag besucht. Ich machte aber die Beobachtung, daß ich mit viel größerem Nutzen öfters nach Lazarett 4 und 5 gehen konnte, weil in Lazarett 3 lange Zeit kein Sterbefall vorgekommen war. . . . Durchschnittlich war ich aber jede Woche einmal dort. Als später einige Typhusstranke nach dort kamen, bin ich wöchentlich zweimal dort gewesen. Ich hielt es für meine Pflicht, da ich nicht überall zu gleicher Zeit sein konnte, die andern Lazarette täglich ein- bis zweimal zu besuchen, weil ich dort fast täglich Sterbefälle hatte. Ich habe aber Lazarett 3 nie aus dem Auge verloren und stets dafür gesorgt, daß sie auf dem laufenden blieben. Es ist keiner ohne Sterbesakramente gestorben. In den Tagen der Schlacht bei . . . , wo Lazarett 3 mit Schwerverwundeten überfüllt war, bin ich täglich vier- bis fünfmal nach dort geritten; die übrige Zeit war ich in Lazarett 4 und 5. . . .“

Wir haben nur eine Auswahl getroffen aus den Akten, aber es scheint uns, sie sprechen für sich selbst und beweisen, welch große Vorsicht am Plage ist, wenn Klagen einlaufen. Gewiß, Gott gab auch den einzelnen Priestern verschiedenartige Kräfte; der eine kann mehr arbeiten als der andere, ja es kann der eine oder der andere auch einmal versagen, und

dies ist unstreitig vorgekommen. Ein kleiner Beweis, daß manche sich nicht geschont, liegt aber auch darin, daß von den katholischen preußischen Feldgeistlichen bis jetzt drei gefallen sind, fünf verwundet und drei gefangen wurden.

Unter den Schwierigkeiten haben wir nicht aufgezählt den Mangel an Priestern im Felde. Im Anfang des Krieges war dieser sehr fühlbar. Die dem preußischen katholischen Feldpropst unterstellten Truppenteile rückten mit nur 64 etatsmäßigen Divisionspfarrern aus, die teils im Frieden schon aktive Divisionspfarrer waren, teils für den Fall der Mobilmachung im voraus ihre Bestimmungen hatten. Von vornherein wurde die Notwendigkeit anerkannt und bestand die Absicht bei den höchsten Stellen, ihre Zahl mit aller unter den obwaltenden Verhältnissen möglichen Beschleunigung zu vermehren. Am 20. September erging die Verfügung des Kriegsministeriums zur Anstellung überetatsmäßiger Feldgeistlichen, worauf 77 Priester auf einmal hinausgeschickt wurden. Am 21. November 1914 verfügte das Kriegsministerium: „Um immer noch laut werdenden Wünschen nach Vermehrung der Seelsorgekräfte beim Feldheere zu entsprechen, sollen nach erfolgtem Benehmen mit den Armeeoberkommandos sämtlichen Armeen an überetatsmäßigen freiwilligen Feldgeistlichen erneut zugeteilt werden 60 Priester.“ Dies geschah in den nächsten Tagen. Am 1. November 1916 war die Zahl der Feldgeistlichen auf 366 angewachsen, neben 132 in der Etappe, 23 in Belgien, 22 im Osten und 15 Marinefeldgeistlichen. Nicht gerechnet sind hierbei die vielen Geistlichen, die in den Maltesertrupps oder als Sanitätsoldaten oder sonstwie beim Heere sich befinden. Sie werden in den Listen der Feldpropstei nicht geführt, weil sie von ihr nicht angestellt sind. Die Gesamtzahl der zurzeit an der Front und in den Etappen tätigen katholischen Geistlichen betrug Anfang November 570 und ist fortwährend im Wachsen begriffen. Rechnet man die in den Reservelazaretten und in den Gefangenenlagern des Inlandes beschäftigten Geistlichen hinzu, dürfte die Zahl der Militärseelsorger (außer den bayrischen) mit 1000 eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Wenn irgendwo das Bedürfnis und die Möglichkeit sich ergibt, eine neue Kraft einzustellen, geschieht es und wird es stets geschehen. An Priestern fehlt es nicht, denn über 1300 haben sich allein dem preußischen Feldpropst zur Verfügung gestellt. Bei der Feldpropstei schweben Tag für Tag Verhandlungen über Neuanstellungen, und das Kriegsministerium hat stets das größte Entgegenkommen gezeigt, ja wieder-

holt, wenn eine Notlage ihm zuerst zur Kenntnis kam, die Initiative ergriffen. Nur muß man nicht erwarten, daß die neue Kraft morgen schon eintreffen kann, wenn sich heute ein Bedürfnis zeigt. Auch im Frieden schafft man in geordneten Verhältnissen so leicht keine neue Pfarrstelle. Es müssen erst die nötigen Unterlagen beschaffen und gesichert werden, damit eine ersprießliche Tätigkeit möglich wird.

II.

Wir haben einen Überblick gegeben — für diese Gelegenheit mehr andeutungsweise als ausführlich — über die Schwierigkeiten, mit denen die Feldseelsorge zu kämpfen hat. Ein abschließendes Urteil zu fällen, ist nicht unsere Sache. Daß aber trotz aller Schwierigkeiten viel Erfreuliches erreicht wurde, sei durch einige Einzelangaben illustriert. Die vorliegenden Berichte geben eine große Zahl von erhebenden Einzelercheinungen; zu zusammenfassenden Statistiken bieten sie leider keine hinreichenden Angaben. Sie sind oft zu allgemein gehalten. Trotzdem gewähren die angegebenen Zahlen einen Einblick in die Arbeit einzelner Divisionen.

Der beste zahlenmäßige Beleg für die religiöse Betätigung der Truppe und die Arbeitsleistung der Feldgeistlichen dürfte die Häufigkeit der Gottesdienste und des Sakramentenempfanges sein.

Am 8. Februar 1916 wird berichtet: Einem Geistlichen wurde die Arbeit sehr erschwert durch Witterung, Kämpfe und Schanzarbeit der Soldaten, sowie durch Truppenverschiebungen. Die Ausdehnung der Division betrug 70 km. Dennoch konnte er allein in den Monaten Dezember 1915 und Januar 1916 56 Gottesdienste halten. Ein anderer meldet für dieselbe Zeit trotz aller Ungunst der Verhältnisse im Osten 69 Gottesdienste, bei denen stets Gelegenheit zum Sakramentenempfang gegeben war (1719 Kommunionen). Die Beerdigungen, deren mitunter mehrere an einem Tag zu halten sind, sind dabei nicht mitgerechnet, obgleich sie hier und da wegen der Wege fast gleiche Anstrengung erfordern. Anderswo hat ein Pfarrer monatlich 40 öffentliche Gottesdienste (Bericht vom 10. Februar 1916), ein anderer im April 1915 22 Gottesdienste mit 5171 Kommunionen, ein dritter neben der großen Arbeit für Beschaffung und Verteilung von Drucksachen (bis zum 1. April 1915 147 830 Stück) und der großen Korrespondenz an die Angehörigen der Schwerverwundeten und Toten in den Monaten November und Dezember 1915 180 Predigten. In den meisten Divisionen ist regelmäßiger Gottesdienst für viele Truppen alle acht Tage, sonst alle zwei bis drei Wochen. Man vergleiche den Bericht einer

Landwehrdivision: Im ersten Halbjahr 1915 waren 71 Gottesdienste, dreimal Beichte und Kommunion für alle katholischen Mannschaften. An der Osterbeichte nahmen 1854, d. h. drei Viertel aller Katholiken teil. Die übrigen waren im Urlaub zu Hause gewesen. Im Oktober, November, Dezember desselben Jahres hatten alle Katholiken jede Woche Gelegenheit zum Sakramentenempfang.

Über den Sakramentenempfang liegt ein großes Material in den Berichten vor. Es seien eine Anzahl von Angaben hier mitgeteilt mit dem Bemerken, daß sie durchaus keine alleinstehenden Angaben sind, sondern nur als Beispiele gebucht werden.

Von einer Landwehrdivision gingen 1916 zur Osterbeichte 98 Prozent, bei den Kolonnen etwas weniger. Eine Division, bei der nur ein Viertel der Mannschaften katholisch sind, konnte ein Feldgeistlicher im August 1916 allein 1543 Beichten hören, trotz der schweren Kämpfe, die in Galizien damals zu bestehen waren. Der Pfarrer fügte zur Erklärung bei: „Ich habe jeden Truppenteil, der auch nur einen halben Tag nicht im Schützengraben war, besucht.“ Mitteilungen wie die folgenden überraschen nicht: „Von Januar bis Juli 1916 hörte ich trotz der Verhältnisse des Ostens allein 7000 Beichten“, oder: „Hatte vom 1. November bis 28. Dezember 1915 6780 Kommunionen und 2300 Beichten, ein andermal in drei Wochen und zwei Tagen sogar 3100 Kommunionen und 1146 Beichten“, oder: „Trotzdem die Osterbeichte vorüber war, hatte ich im April und Mai 1916 1046 Beichten, obgleich nur 15—20 Prozent der Mannschaften katholisch sind.“ Im August 1915 teilte ein Geistlicher 4907 Kommunionen, im Juni desselben Jahres sogar 8644 Kommunionen aus (jeden Tag Beichtgelegenheit). Am 2. Januar 1916 wird berichtet, daß derselbe Pfarrer allein wöchentlich 2500—3000 Kommunionen hat. — In der 15. Infanteriedivision meldete ein Priester ebenfalls für jede Woche 2000—3000 Kommunionen. Einmal hörte er in drei aufeinanderfolgenden Nächten im Schützengraben an 1300 Beichten (in der Division befinden sich außer ihm noch zwei Priester mit ausgedehntester Arbeit). — Die 16. Reservedivision hatte im August 1916 an zwei Tagen allein 2000 Beichten und Kommunionen. — Für die 16. Infanteriedivision wird berichtet: Juni 1916 von einem Geistlichen (drei sind dort) 1600, September 1916 3000 Beichten.

Ein gutes Beispiel gibt auch der Bericht einer Kavalleriedivision. Sie hat 4200 Katholiken. Vom 1. Januar bis 30. April 1915 wurden 88 Gottes-

dienste gehalten mit 4818 Kommunionen, davon 410 an Verwundete. 77 Beerdigungen fanden statt. Im Mai waren 21 Gottesdienste und 1082 Kommunionen, davon 35 an Verwundete, und 11 Beerdigungen. Im Juni 22 Gottesdienste und 1211 Kommunionen, davon 22 an Verwundete, und 12 Beerdigungen. Etwas später berichtet der Pfarrer, daß die äußeren Verhältnisse sehr schwierig geworden, aber jeder Soldat, der sich nicht scheue, im ungünstigsten Falle $\frac{3}{4}$ Stunden Weg zu machen, könne alle Woche, spätestens alle 14 Tage Gottesdienst erhalten. Vom 1. Januar bis 31. April 1916 wurden 92 Gottesdienste gehalten und 2904 Kommunionen ausgeteilt, 129 mal die Sterbesakramente gespendet und 45 Beerdigungen gehalten.

In dem einen oder andern Bericht finden sich Klagen über die Beteiligung, die meisten aber sind sehr zufrieden. Öfters wird ausdrücklich gesagt, es fehle keiner, während sehr viele sich einfinden, die sonst lange gefehlt hatten. Wo es nicht anders ging, wurde, wenn es nur gestattet war, im Schützengraben selbst Beichte gehört. Eine Garde-Reserve-division berichtet für Juli 1915: „Bei einer Katholikenzahl von 2000 zählte man in dem einen Monat 3000 Kommunionen. Es zeigt sich hier wie auch sonst öfters eine monatliche und häufigere Kommunion.“ So heißt es in einem Berichte vom 16. April 1915: „Die Zahl der Katholiken ist etwa 1300; davon gehen zwei Drittel alle Monate, mehrere noch öfters. Wenn einer zwei Monate nicht geht, kommt es einem schon lange vor.“ Oder ähnlich von einer andern Division am 8. März 1916: „Der Durchschnitt der katholischen Soldaten geht alle drei bis vier Wochen zur Beichte. Es fällt auf, wenn einer drei Monate nicht gegangen. Der Betreffende ist dann meist mit einem neuen Ersatz gekommen oder war abkommandiert.“ Ja ein Pfarrer schreibt am 13. Juli 1915, daß in einem seiner Regimenter 95 Prozent wöchentlich zur Beichte kommen. Aus Monastir wird geschrieben zum 19. Februar 1916: „Für Januar und Februar 1916 hatten wir 2265 Beichten und Kommunionen bei (Höchstzahl) 2289 Katholiken.“ Der Bericht fügt hinzu: „Die Sorge für die deutschen Soldaten in der bulgarischen Armee gestaltet sich sehr schwierig. Die meisten liegen auf Gebirgen von 1500—1800 m, in Entfernungen von 150—200 km. Das bedeutet für uns Fußtouren von sechs bis sieben Tagen.“ — Am 1. Juli 1916 wird von einem Geistlichen gemeldet, daß er allein 7359 Beichten in den Monaten Mai und Juni gehört, obgleich sich bei der Osterbeichte noch alle ausnahmslos beteiligt hatten. In der damaligen Division von Menges kamen auf 10 000 Katho-

liken jede Woche 1000 Kommunionen. Zweifelsohne sind dies Resultate, mit denen man zufrieden sein kann; sie erreichen die Ergebnisse der Heimatseelsorge, übertreffen sie sogar teilweise. Sie zu erhalten und auch in Divisionen, die mit den oben gekennzeichneten Schwierigkeiten mehr als gewöhnlich zu kämpfen haben, zu erreichen, ist eifrigstes und liebstes Bemühen der Priester im Felde.

Wie aber steht es mit unsern Sterbenden?

Sehr viele sind ohne Sterbesakramente gestorben, weil sie entweder sofort tot waren oder auf dem Transport starben oder wegen sonstiger ungünstiger Umstände kein Pfarrer zu ihnen kommen konnte. Dies wird namentlich bei großen Offensiven oder Defensiven trotz allen Eifers leider immer so bleiben. Was man tun kann, ist folgendes: Wenn man merkt, daß schwere Tage bevorstehen, muß man allen Truppen Gelegenheit zu den Sakramenten geben und sich dann in den Tagen des Kampfes Tag und Nacht bemühen, möglichst überall dort zu sein, wohin Verwundete gelangen. Sind mehrere Divisionsgeistliche vorhanden, was immer der Fall sein wird, wenn mehrere Divisionen an derselben Stelle eingesetzt werden, so wird sich dies in hohem Maße erreichen lassen. Sowohl über die Vorbereitung auf schwere Tage wie über die Lazarettätigkeit während derselben liegen zahlreiche Berichte vor.

Für die zahlreichen bei Verdun und an der Somme eingesetzten Truppen war, abgesehen von mehreren Formationen der schweren Artillerie, sehr gut vorgesorgt. Immer kehrt die Mitteilung wieder, daß alle, bevor sie zu den blutigen Kämpfen zogen, Gelegenheit zu den Sakramenten hatten, die mit größtem Eifer benutzt wurde. Es ist ein eigenes Gefühl der Sicherheit für einen Priester, wenn er sich sagen kann: Mag kommen, was will, alle mir anvertrauten Soldaten sind zum Tode bereit. *Gens parata ad mortem!* Ähnlich war es, wenn auch wegen der wesentlich schwierigeren Verhältnisse nicht mit gleichem Erfolg, im Osten.

Wenn dann die Schlacht begann, war der Priester im Lazarett und auf dem Hauptverbandplatz. Von der Somme berichtet ein Pfarrer, daß in 21 Nächten 3073 Verwundete durch seine Hände gingen. Alle Katholiken waren bereit, alles zu tun, was man ihnen vorschlug. Ein anderer berichtet ebenfalls von der Somme, daß kein einziger sich geweigert habe, die Sterbesakramente zu empfangen. Immer kehrt der Bericht wieder, daß von allen Sterbenden, die der Priester erreichte, keiner ohne Sakramente gestorben. Ein Divisionspfarrer berechnet die Zahl derer, die in schweren

Tagen die Sterbesakramente empfangen, auf 90 Prozent aller Gefallenen (also mit Einschluß derer, die sofort tot waren). Ein anderer beschreibt seine Methode: Während des Kampfes ist er womöglich auf dem Kampfplatze, weil es für den Soldaten eine große Beruhigung bedeutet, wenn er weiß, daß für den Fall der Not der Priester bei ihm weilt. Am andern Tage eilt er dann zum Verbandplatz, um zu sehen, ob irgendeiner eingeliefert wurde, den er nicht bemerkt, und dann reitet er sogleich zum Feldlazarett, ob sich nicht bei dem Weitertransport einer verschlimmert habe. — „War bei 1800 Verwundeten“, schreibt einer. Für Februar und März 1916 berichtet ein anderer die Erteilung von 350 Sterbesakramenten und bald darauf wiederum von 303. Immer wieder hieß es: „Keiner der Verwundeten starb ohne Sakramente.“ Daß ein deutscher Soldat im Tode die Hilfe seiner Kirche zurückweist, ist eine Ausnahme, die Gott sei Dank nur wenigen Feldgeistlichen begegnet. So berichtet einer, daß von den 1400 Soldaten, die bei ihm durchgezogen seien, nur ein einziger nicht die Sakramente empfangen hatte.

Wir haben nur kurze Angaben über die Ergebnisse der Feldseelsorge gemacht. Eine eingehendere Schilderung auf Grund des amtlichen Materials muß einer späteren Zeit vorbehalten werden, vor allem der Zeit nach Abschluß des Friedens. Da wird auch zu zeigen sein die Unsumme von Kleinarbeit, die geleistet wurde für die Familien der Soldaten, namentlich der Gefallenen, für die Bildung und Unterhaltung der Truppen selbst, für die Hebung ihrer Stimmung in opferreichen Zeiten, durch Besuche der Gräben und Lager usw. Wir wollten nur angesichts der vielen für eifrige und apostolische Feldgeistliche so bitteren Klagen über die Feldseelsorge einige Unterlagen schaffen, um ein gerechteres Urteil zu ermöglichen. Sicher arbeitet die Feldgeistlichkeit im allgemeinen nach besten Kräften, ja manche leisten auf Kosten ihrer Gesundheit mehr, als man auch nur erwarten könnte. Gottes Segen hat darum auch auf ihrer Arbeit geruht. Damit ist natürlich nicht gesagt — es sei abermals wiederholt —, daß nicht auch eine Anzahl von Klagen sowohl über Organisation wie über einzelne Persönlichkeiten berechtigt sind. Das vereinte Bemühen der geistlichen und der weltlichen Behörden, vorab des Kriegsministeriums, gibt Hoffnung, daß in solchen Fällen Abhilfe geschaffen wird, soweit und sobald es möglich ist.

Ludwig Esch S. J., 3. 3. Felddivisionspfarrer.